

Ein Mann ohne Ehre [Schluss]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 21

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

SCHLUSS

«Ja», sagte der Vater verlegen. «Wir haben nur zwei Tassen und zwei Unterteller.»

«Gut. Einen Vorschuss kann ich mir ja geben lassen, und dann kaufe ich uns ein ganzes Teegeschirr.»

«Nein!» rief der Vater so laut, dass Roland erschrak. Ruscht legte die Hand auf des Sohnes Arm.

«Nein, so fängt's an. Nein, Roland, nein. Nicht borgen. Ich leihe mir beim Tanzlehrer Krumm unten die Tassen. Ich werde Beatrix auch sagen, dass es geliehenes Gut ist.»

«Ach, Vater, danach fragt sie gar nicht. Brauchst dich nicht um nichts zu demütigen.»

Das Wort traf Ruscht wie ein Stich. Er hatte vergessen, dass er sich zu demütigen habe. Er hatte vergessen, dass Bé und er sich nicht mehr gleich zu gleich gegenüberstanden. Nicht mehr als der hochgeschätzte Mann und die schöne Frau. Als eine angesehenere Frau und als ein Zuchthäusler, so stand es jetzt.

«Ich kann es nicht, Roland», sagte er. «Es ist zu schwer für mich. Sie müssen mich verachten, es kann gar nicht anders sein.» Er setzte sich in seinen Stuhl und seine Hände lagen schlaff auf seinen Knien.

«Was kannst du nicht?» fragte Roland, denn wenn es den Vater betraf, war er feinfühlig und hellhörig und merkte, dass er Hilfe brauchte. «Was kannst du nicht? Ich wüsste nichts, was du nicht könntest. Ich habe aber einmal sagen hören, Vater — ich sage es nicht aus Frechheit oder Ueberheblichkeit — dass Gott sich über einen Sünder, der Busse tut, mehr freue, als über die übrigen Gerechten. Nun ist aber Gott viel mehr als Frau Beatrix, und wenn er sich freut über dich, so kann sie es auch.»

«Ja», sagte Ruscht. «Da hast du schon recht. Aber...»

Nichts aber! Jetzt muss der Sohn den Vater belehren», sagte Roland, «das ist doch die verkehrte Welt. Freu dich doch, Vater. Wir sind dann einen ganzen Tag lang ein glückliches Kleeblatt, ein vierblättriges Kleeblatt. Weisst du noch, wie ich immer so viele fand?»

«Zuallererst freue ich mich über dich, du lieber Kerl.»

Wie Mondeschimmer über einem blauen See empfand Othmar Ruscht die Tage, die nun folgten. Seine Seele war ruhig, wie es jahrelang nicht möglich gewesen war. Auch sein Schlaf war verlässlich. Auf ein paar Stunden des Vergessens durfte er rechnen. Es war schön, einer Freude entgegenzugehen. Er erzog sich dazu, sich in Gedanken mit den paar Stunden zu begnügen, die ihm geschenkt werden sollten, und an die nachfolgende Leere nicht zu streifen.

Er hatte an Roland eine gute Hilfe, durch

seine stets sich wiederholenden Hinweise auf die Notwendigkeit, gut auszusehen und seine Gäste nicht durch schlechtes Aussehen zu erschrecken. Auch brauche der Vater Kraft, den Tag zu ertragen, und ihm, Roland, bei den Vorbereitungen dazu zu helfen, denn alles dürfe er ihm nicht aufladen. Weder die Arbeit der Verschönerung, die Wohnung betreffend, noch die der Unterhaltung.

So still wie jetzt immer dürfe der Vater in Gegenwart der Frau Seiler nicht sein. Daher müsse er an die Luft und müsse mehr essen, und sich um seine Gesundheit mühen. Das Herzklopfen müsse weg, das sei keine Frage. So der Sohn.

Ruscht hatte geduldig zugehört. Er sah ein, dass Roland recht hatte. Wie die Kranken und auch die Unglücklichen, hatte er, im Gegensatz zu früher, etwas Kindliches an sich. Er war dankbar und empfänglich geworden für hilfreiche Leitung. Er hatte Gehorsam gelernt.

Die Tage glitten ihm durch die Hände wie Rosenkranzperlen. Einer von ihnen brachte eine kurze Nachricht: Nächsten Montag, nachmittags vier Uhr, den zehnten Mai, würden sich Doktor Seiler und seine Frau einfinden. Punktum.

Da war mit wenig Worten viel gesagt. So ein paar Worte können wie Sterne am Himmel glänzen. Sie können, wie die Sonne, über Gerechte und Ungerechte leuchten. Worte vermögen Sorgen zu vertreiben, Blumen spriessen, Vögel singen und murmelnde Bächlein durch Wiesen plätschern zu lassen. Ein paar Worte können es bewirken, dass Unglückliche Amseln jubilieren hören. Worte können zaubern.

«Roland», sagte eines Abends Ruscht zu seinem Sohn. «Es ist ein Glück, dass sie am Montag kommen. Da können wir Sonntags zusammen das junge Buchenlaub holen. Auch können wir die Wohnung sauber machen. Ich kann wenigstens Handlangerdienste tun, und das Wasser zum Fegen hereinholen und den Tisch decken. Das verstehe ich.»

Also geschah es. Am Sonntagmorgen wurden die Buchenzweige geholt, und sie sahen zart und frisch aus, und ihr helles Grün sammelte das spärliche Licht, das durch das Fenster fiel und streute es über das dunkle Zimmer.

Nachmittags begann dann das Putzen und Fegen. Kübel um Kübel musste herbeigeschafft werden. Roland schrumpfte, dass es nur so herumspritzte. Als sie beinahe fertig waren, stolperte Ruscht über den Kessel und fiel, und nicht nur dessen ganzer Inhalt floss stromweise über den eben sauber gemachten Boden, sondern Ruscht war nass von oben bis unten.

Er musste sein Sonntagsgewand anziehen

und als das andere endlich wieder trocken war, und die beiden Männer das Festkleid betrachteten, fanden sie, dass es ein Ausplätten bedenklich nötig hatte.

«So könne er vor Frau Seiler nicht erscheinen», sagte Ruscht, und Roland bestätigte des Vaters Ansicht.

Also musste Ruscht hinuntersteigen und sich von der Schneiderin im zweiten Stock ein Plätteisen erbitten.

Auf dem künstlich aus zwei Decken und dem kleinen Tisch hergestellten Plättbrett mühte sich Roland, sorglich zu plätten und der Vater hielt den Stoff fest und trug und holte das heisse Eisen von und zu der Herdplatte. Sie arbeiteten beide mit grossem Ernst. Sie konnten sich nicht genug tun. Endlich war der Anzug in Ordnung und man konnte weiter gehen.

Wie die Bienen liefen sie aus und ein. Möbel wurden gerückt, und der Staub aus verborgenen Orten hervorgeholt. Die Scheiben wurden glänzend gerieben, und ein Restchen Spiritus war dazu geopfert worden. Die zwei Messingkerzenhalter und die Griffe an der schwarzen Kommode glänzten beinahe allzu auffallend.

Die Arbeit, die Ruscht tat, hatte plötzlich Sinn. Er tat sie gern. Es sollte nicht einfach alles nur sauber sein, sondern es sollte um *jemandes* willen sauber sein. Das ist ein grosser Unterschied, und er adelt Putzlappen und Scheuereimer.

Roland sah mit Freuden den Vater hantieren. Nur sah er ihn auch von Zeit zu Zeit still stehen und schwer atmen. Er sah ihn die Hand auf das Herz pressen.

«Hast du Schmerzen, Vater?» fragte Roland. «Vielleicht hörst du besser auf? Ich kann alles allein tun. Ich habe ja Zeit.» Ruscht warf ihm einen unwillig abwehrenden Blick zu.

«Zeit? Diese Arbeit schadet nicht. Und was bedeutet das bisschen Schmerz?» Er stellte sich vor die Kommode mit dem sich ausbreitenden Buchenlaub.

«Wenn man in einer Gasse wohnt, wie die unsrige eine ist, und an den Wald denkt, an Tannen und Buchen, so ist einem, man wäre doch lieber ein Vogel, oder ein Eichhörnchen, oder auch nur ein Hamster.» Roland lachte.

«Du hast gerade das Zeug zu einem Hamster», rief er. Und schon lag eine Wolke über Ruschts Stirne. Was schwatze ich auch immer dummes Zeug, dachte Roland. Jetzt habe ich ihn wieder daran erinnert.

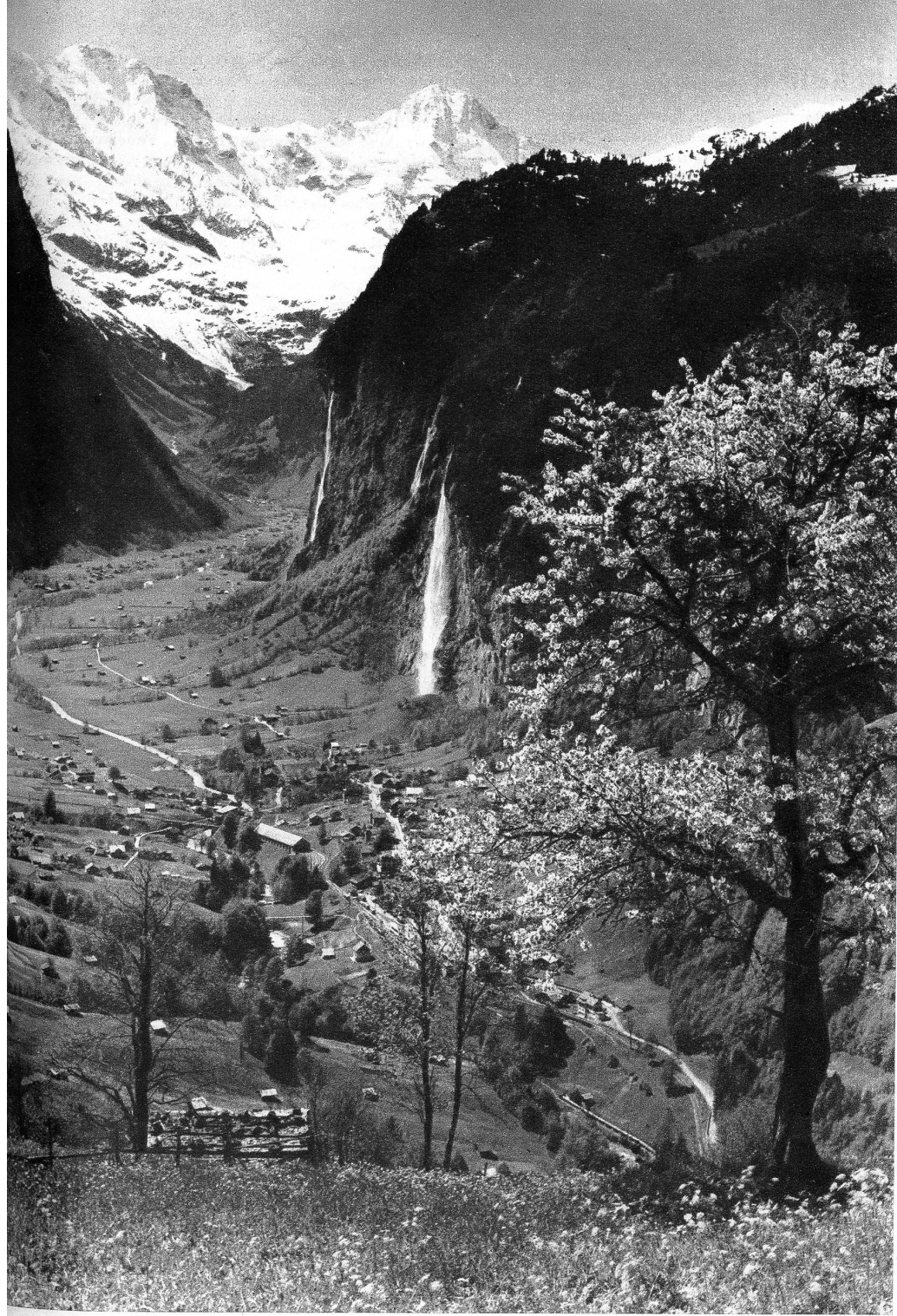
Sie hatten noch den ganzen Nachmittag zu tun. Ruscht behauptete, man müsse das fremde Teegeschirr waschen. Man könne nie wissen, wer daraus getrunken habe.

Den englischen Kuchen liessen sie im Seidenpapier verpackt in seinem vergitterten Drahtgefängnis warten. Knäckebrötchen und Salzstängelchen waren bereit. Butter würde man morgen holen. Das waren grosse Ausgaben für Roland und machten einen schwarzen Klecks in das Ausgabenbuch, und in die Rubrik: Unvorhergesehenes. Ruscht hatte deshalb ein schlechtes Gewissen.

Am Montag war der Himmel grau und die Stube dunkel. Es war gut, dass die Messingleuchter und die Griffe an der ehrwürdigen Kommode so durchdringend glänzten.

Aber abgesehen vom Wetter konnte man zufrieden sein.

Roland war in aller Frühe ausgezogen. Er



Blick ins Lauterbrunnental

Pfingstlied

Emil Hügli

Über frisch begrünte Felder,
Über Strom und Wiesenhang,
Über Acker, See und Wälder
Schwingt sich Feiertagsklang ...
Horch! Wie hoher Gottschaft Sendung
Ruft das ehernde Geläut;
Fest der heiligsten Vollendung
Kam zu uns auf Erden heut.

Und wie so die Glocken klingen
Über Wald und Feld und Strom,
Ist's, als ob sie Kunde bringen
Würden aus des Himmels Dom,
Erohe Kunde, daß zu Pfingsten
Sich ergoß der heil'ge Geist
Für die Höchsten und Geringsten,
Ja, für diese noch zuweist.

Ist es doch der Geist der Güte,
Der sich offenbart mit Macht,
Wie der Lenz erschleicht die Glüte
In der milden Frühlingnacht ...
Mensch im irdischen Getriebe,
Lausch' der Gottschaft andachtsstill;
Pfingsttag ist der Geist der Liebe,
Der dich selig machen will.

hatte den «Hiesigen» um Urlaub für den Nachmittag gebeten und dagegen versprochen, die verlorenen Stunden jeweils des Morgens nachzuholen.

Bei sich dachte er, dass man nach dem unsinnigen Putzen fünf gerade sein lassen konnte. Da würden wenigstens drei Tage des Staubwischens wegfallen.

Othmar Ruscht sass wie immer an seinem Fenster. Die Stube strömte eine friedliche Ruhe aus, und es roch herrlich nach Sauberkeit, Seife und, so schien es ihm, nach Wald.

Zugleich war er erfüllt von Erwartung und glücklicher Aufregung. Sein Herz tat nicht träge und mechanisch seine Arbeit. Es schien mit Lust die Adern zu durchströmen, und die Tausende von winzigen Blutkörperchen rannten wie Schnellläufer daher und vollendeten ihren Kreislauf triumphierend und laut die Trommel schlagend. Mit kurzem Zusammensucken, mit scharfen Stichen, mit plötzlicher Atemlosigkeit bezahlte das Wunder aller Wunder, das lebenspendende, lebenserhaltende Herz seine Eile.

Es geschah, dass Ruscht die Hand öfter als gewöhnlich darauf pressen musste, um ihm zu helfen, denn wie mit scharfen Krallen schien ein Adler danach zu greifen. Die Schmerzen waren heftig. Aber auch dieser Schmerz gehörte zu dem gesegneten Tag, diesem Tag der Erlösung.

Dass Beatrix kam, dass sie sich nicht von ihm abgewendet, dass ihr Gefühl seiner Schande standhielt und ihm verzieh, das entzündete ihn. Das nahm die Schande von ihm. Es war ein Eilbrief gekommen, dass Doktor Seiler davon abgehalten sei, seine Frau zu begleiten. Er werde den Besuch andern Tages nachholen.

Also kam Bé allein.

Ruscht hatte Roland sehr ans Herz gelegt, nicht zu spät zu kommen. Er habe sich noch umzuziehen und sauber zu machen. Und pünktlich zehn Minuten vor vier habe er unten die Frau Seiler zu erwarten, um sie auf der dunkeln Treppe hinaufzuleiten. Die Kerze und Zündhölzchen solle er nicht vergessen. Oben werde er die Tür offen finden, damit das Licht des Fensters auf den kleinen Korridor falle. Roland versprach zu tun, wie der Vater es wünschte.

Von der nahen Kirche schlug es vier Uhr. Bald danach kamen Schritte die Treppe hinauf. Leichte Schritte, schwere Schritte.

Othmar Ruscht stand in der Mitte seines Zimmers. Er hatte sich ein winziges Zweiglein Buchenlaub in das Knopfloch gesteckt, zwei frisch entfaltete hellgrüne Blättlein.

Er rührte sich nicht, als Beatrix hereinkam und Roland die Türe hinter ihr zuschloss.

Sie sah den Mann stehen in der dunkeln Stube, die Hand zur Faust geballt, damit man ihr Zittern nicht bemerken könne. Abgemagert, mit dünnem, glanzlosem Haar und dem Ausdruck des überstandenen Leidens wie eine Dornenkrone über der Stirne. Sie konnte nicht sprechen, die Tränen kamen ihr.

«Weinen Sie um mich, Beatrix?» fragte kaum verständlich Othmar Ruscht. Sie nickte, lächelte dann und streckte ihm einen grossen, dunkeln Veilchenstrauß entgegen.

Wenige Monate darnach schrieb Roland an Beatrix, dass sein Vater gestorben sei. Er sei ruhig und ganz plötzlich eingeschlafen. Ein paar Stunden vorher habe er darum gebeten, Frau Beatrix von ihm zu grüssen.

Ende.